

Max Ophüls, *Spiel im Dasein*





(1) Max Ophüls, ca. 1933, mit eigenhändiger Widmung an den Direktor des Metropol-Filmverleihs Walter Levy (1883–1961).

MAX OPHÜLS

Spiel im Dasein

Eine Rückblende

Mit einem Vorwort von Marcel Ophüls
und einem Nachwort von Hilde Ophüls

Herausgegeben und kommentiert von
Helmut G. Asper



Alexander Verlag Berlin

Wir danken der Landeshauptstadt Saarbrücken für die freundliche Unterstützung.

Erweiterte und durchgesehene Neuausgabe der Originalausgabe von Max Ophüls: *Spiel im Dasein. Eine Rückblende*, Henry Goverts Verlag, Stuttgart 1959.

© by Marcel Ophuls

© für diese Ausgabe by Alexander Verlag Berlin 2015

Alexander Wewerka, Fredericiastr. 8, D-14050 Berlin

www.alexander-verlag.com | info@alexander-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten.

Satz und Layout: Antje Wewerka

Umschlag: Antje Wewerka; Foto: Privatchiv Marcel Ophüls

Druck und Bindung: Interpress, Budapest

Printed in Hungary (January) 2015

ISBN 978-3-89581-352-8

DEAR STEVE

»Max Ophüls war der Mann des Kinos, dem das Allerschlechteste nachgesagt wurde von denen, die ihn nicht kannten, und das Allerbeste von denen, die ihn gekannt haben.«
Jacques Rivette und François Truffaut*

Als ich letzte Woche verreisen wollte und vorher noch schnell alle Papiere und Dokumente zusammengesucht habe, die ich vielleicht brauchen würde, um diese Zeilen zu redigieren, bin ich an diesem Satz von Rivette und Truffaut hängen geblieben. Er stammt aus der Einleitung zu einem seinerzeit berühmten Interview, das ich allerdings seit Jahren nicht mehr gelesen hatte. Um ehrlich zu sein, ich hatte das Interview sogar vergessen. Ich war erst mal überrascht. Meine Güte, wer konnte denn das geringste Bedürfnis verspüren, schlecht über Max Ophüls zu sprechen?

Dann habe ich versucht, mich langsam wieder in den Kontext der damaligen Zeit zu versetzen. Mein Vater war damals gerade in einer Hamburger Klinik mit vierundfünfzig Jahren gestorben. Das war achtzehn Monate nach der Premiere seines letzten Meisterwerks *Lola Montez*, dessen Fertigstellung damals als die teuerste der gesamten französischen Filmgeschichte galt und als ihr spektakulärster Flop. Die Produ-

* *Cahiers du cinéma*, No. 72, Juni 1957, deutsch von Peter Nau in: *Filmkritik* Nr. 251, 1977.

zenten waren finanziell ruiniert und hatten aus Verzweiflung sogar die Abwesenheit des Regisseurs genutzt, der sich gerade in einem Sanatorium im Schwarzwald erholte, um den Film heimlich in aller Hast umzuschneiden und dabei die Chronologie des »galanten und skandalösen Lebens« der armen Lola wiederherzustellen. Ziemlich vergeblich übrigens! Die Zuschauer interessierten sich auch nicht für diese Fassung. Dagegen mussten die jungen Kritiker, »*die ihn gekannt haben*«, Truffaut, Rivette und Godard allen voran, aber auch einige Größen der Branche wie Jacques Becker, Jean Cocteau, Roberto Rossellini und Jacques Tati mitansehen, wie das Meisterwerk eines Freundes, eines großen zeitgenössischen Künstlers, verstümmelt worden war. Bei den Leuten mit Geld von den Champs-Élysées, den Fremdenfeinden und den ewigen Poujadisten der Branche ließ ihre vehemente Verteidigung des Films den Groll und Ärger nur noch weiter anschwellen. Im »Showbiz« kann man dem Publikum schmeicheln, es aber niemals direkt angreifen, *voyons, voyons*, genau das aber hatte Max Ophüls getan.

Fünfundvierzig Jahre später muss ich wieder einmal feststellen, dass François Truffaut, der ebenfalls mit vierundfünfzig und mit schönen Filmvorhaben im Kopf verstarb, völlig recht mit seiner Diagnose hatte. Er kannte seine Welt gut genug!

Das sollte ein weiterer Grund sein, warum der Leser sich hoffentlich von den folgenden Seiten in den Bann schlagen lässt. Die Leichtigkeit, die Anmut, der Humor, die Höflichkeit und diese besondere Art Sorglosigkeit, gelegentlich hart am Rande

der Koketterie, sind für mich das besondere Merkmal dieser Sammlung von Erinnerungen. Es soll hier nicht behauptet werden, das private oder berufliche Leben meines Vaters sei einfach gewesen. Es war gewiss ein schönes Leben, dank seiner Vitalität und seines Genies, aber einfach war es selten.

»Notre mariage, voyez-vous, est à notre image«, erklärt der General in *Madame de ...* seiner Frau. »Ce n'est que superficiellement qu'il est superficiel.«* Und am Ende von *Le Plaisir* erklärt der Erzähler (Maupassant), als seinem Freund auffällt, wie wenig lustig die bisherige Erzählung war: »Aber mein Lieber, das Glück ist nicht lustig.«

Die Zurückhaltung angesichts der Schrecklichkeiten des 20. Jahrhunderts, die Weigerung, viel über sich selbst zu sprechen, sich zu beschweren oder gar bemitleiden zu lassen, die fast systematische Flucht in die Ironie und die Anekdote – ohne Zweifel, um hinter diesen Masken die ungeschlachten Züge der Epoche zu verbergen – haben einige filmbegeisterte »Ophülsianer« allerdings dazu verleitet, den Geist dieses autobiographischen Berichts im charakteristischen Filmstil seines Autors wiederfinden zu wollen. Ich bin mir jedoch nicht so sicher, ob man sich mit dieser Deutung zufriedengeben sollte.

Mir erscheint in der heutigen Zeit mehr denn je dieser fast fanatische Wunsch nach Leichtigkeit um jeden Preis als etwas Bewundernswertes und Außergewöhnliches. Und bei erneu-

* »Sehen Sie, unsere Ehe entspricht uns ganz und gar. Es ist keineswegs oberflächlich, zu behaupten, sie sei oberflächlich.«

ter Lektüre dieser Erinnerungen hat mich zum ersten Mal ihre wirklich literarische Qualität beeindruckt. Die scheint mir nämlich genau von der oben erwähnten Schamhaftigkeit und Zurückhaltung herzurühren. Ich muss gestehen, dass mir das zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung irgendwie entgangen war. Seitdem habe ich, wie ich gestehen muss, diese väterlichen Bekenntnisse, die unter so ungewöhnlichen Umständen verfasst worden sind, ein wenig verdrängt und erst jetzt wiederentdeckt. Das Unbehagen eines Sohnes, dessen Erinnerungen zwangsläufig nicht immer mit denen des Vaters übereinstimmen? Wenn das ein Mangel an Respekt ist, dann möge man mir den verzeihen.

Aber es stimmt schon, dass ich vor so viel orchestrierter Unbeschwertheit auch heute noch manchmal skeptisch bleibe. Ich werde erklären, warum.

*»Let's not say she made it look easy. Not for a minute did it look easy. Not for a minute did it look like something the ordinary mortal could do. When Ginger Rogers swept around the dance floor with Fred Astaire, she may have made it seem effortless, but easy? No.«**

So brachte vor fünf Jahren ein Journalist der *Washington Post* im Nachruf seine Trauer über den Tod einer Göttin unserer

* »Behaupten wir lieber nicht, sie hätte es einfach aussehen lassen. Nicht eine Minute sah das einfach aus. Nicht eine Minute sah das aus, als könnte das ein normaler Sterblicher zustande bringen. Wenn Ginger Rogers mit Fred Astaire über die Tanzfläche wirbelte, hat sie das vielleicht mühelos aussehen lassen, aber einfach? Nein.«

schwarz-weißen Träume zum Ausdruck. Auch das erinnert mich an meinen Vater: mühelos ja, aber einfach, nein.

*»Some day, when I'm awfully low,
And the world is cold ...«*

Und ich wurde daran erinnert, dass wir den Refrain dieses Liedes *The Way You Look Tonight* von Jérôme Kern manchmal in Hollywood gemeinsam angestimmt haben, mein Alter und ich.

*»Some day, when I'm awfully low,
And the world is cold,
I will feel a glow just thinking of you,
And the way you look tonight.«**

Am 6. Mai 2002 wäre mein Vater hundert Jahre alt geworden, er war also ungefähr so alt wie das 20. Jahrhundert. Im Herbst 1957, zwei Monate nach seinem Tod, kam ein älterer, feiner Herr mit silbergrauen Haaren (Max Ophüls nannte sie, etwas neidisch, die »Silbergoyim«), der mit seiner Sekretärin von einem Chauffeur in einem Mercedes 300 SL vorgefahren wurde, auf einen Kaffee bei uns vorbei. Damals arbeitete ich als junger Dramaturg, heute nennt man das Redakteur, beim Südwestfunk in Baden-Baden und war frisch verheirateter

* *»Eines Tages, wenn ich mich schlecht fühle
Und die Welt kalt ist
Dann werde ich mich mit dem Gedanken an dich wärmen,
Und daran, wie du heute Abend aussiehst.«*

Familienvater. Regine und ich wohnten als Untermieter beim Schlachtermeister eines kleinen Ortes außerhalb von Baden-Baden. Es war die Zeit der Weinernte, ein schöner Nachmittag, wie ich mich noch erinnere. In der Begleitung des mysteriösen Besuchers gingen wir mit Kathrinchen, unserem ersten Kind, spazieren. Was wollte dieser feine Herr bloß von uns? Am Telefon hatte er uns nur wissen lassen, dass es um etwas ging, das »Ihren Herrn Vater« betraf. Während des Spaziergangs lächelte er die ganze Zeit unsere kleine Catherine, die im Kinderwagen schlief, an und warf ihr Kuschhände zu. Und als sie zum ersten Mal sein Lächeln erwiderte, kamen ihm sofort die Tränen. »Sie ähnelt ihm derart ...«, sagte er und trocknete sich die Wange. »Wie schade, dass er dieses Buch nicht mehr für mich hat schreiben können. Wirklich außerordentlich schade!« Welches Buch? Ein Buch? Das war schon mal die erste Überraschung. Angesichts unseres Erstaunens nickte Dr. Goverts mit unendlicher Zartheit und stieß einen tiefen Seufzer aus: »Ja, wir haben vor zwei Jahren einen Vertrag aufgesetzt. Wissen Sie nichts davon? Meine Sekretärin hat ihn dabei. Sie können sich selbst von unserer Abmachung überzeugen.«

- Was für ein Buch?
- Über die Filmkunst oder so was in der Art.
- Sie überraschen mich wirklich. Die Filmkunst ... Wissen Sie, mein Vater sprach nicht viel über so etwas.
- Jaja, glaube ich Ihnen ja. Aber egal. Sie haben nicht zufällig diesen Text oder einen Text, irgendwas, zwischen seinen Sachen gefunden?
- Nein. Das kann ich Ihnen versichern. Mein Vater schrieb

sehr viel, aber er hielt sich gewiss nicht für einen Schriftsteller.

Schweigen. Kopfnicken, großer Seufzer. »Schade«, wiederholte Dr. Goverts. »Wirklich schade! Naja, ich zeige Ihnen trotzdem mal den Vertrag.« Nach dem Spaziergang wurde die Sekretärin geschickt, den Vertrag aus einer Aktentasche zu zücken. Sie legte ihn in drei Exemplaren vor uns auf den Couchtisch. Der erste Absatz, der mir ins Auge sprang, weil die Buchstaben fett geschrieben waren, betraf eine Anzahlung, die mein Vater zwei Jahre zuvor erhalten hatte: 10 000 DM! Nicken von Dr. Goverts, großer Seufzer. »Sehen Sie, junger Mann. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass es wahr ist.«

– Ich zweifle ja gar nicht daran, Herr Doktor. Aber was soll ich Ihrer Meinung nach machen? So weit ich weiß, gibt es nichts im schriftlichen Nachlass, was Ihnen nützen könnte.

Zum ersten Mal ließ Dr. Goverts eine gewisse Ungeduld erkennen.

– Aber er hat diesen Vorschuss offenbar in den zwei Jahren bereits ausgegeben. Und der war beachtlich, verstehen Sie? Beachtlich! Nicht branchenüblich ...«

Ich zuckte die Achseln: »Das Gegenteil hätte mich verwundert. Aber was soll ich Ihrer Meinung nach tun?«

Der Doktor sah mir tief in die Augen und sagte mit äußerster Sanftheit in der Stimme: »Zurückzahlen! Dann müssen Sie's

zurückzahlen.« Regine und ich tauschten entsetzte Blicke. Wo sollten wir 10 000 DM herzaubern? Das kam nicht in Frage. Während ihr Arbeitgeber höflich eine letzte Tasse Kaffee annahm und ein letztes Stück selbstgebackenen Kuchens, warf uns die Sekretärin einen mitleidigen Blick zu: »So ist das Gesetz«, erläuterte sie meiner Frau. Währenddessen versuchte ich fieberhaft, mein Gedächtnis nach Hinweisen zu durchwühlen. Mein Vater hatte nie eine Pause in seiner Arbeit gekannt, nicht einmal Ferien. Ich wusste, dass er ein paar Essays und kleine Novellen während des Krieges geschrieben hatte und später einige Artikel für Zeitungen, aber das reichte kaum, um fünfzig Seiten zu füllen. Dafür hatten wir allerdings von seinen Exposés und Drehbüchern die Schubladen voll. Leider interessierte das weder Dr. Goverts noch seine Sekretärin. Entmutigt und beunruhigt begleitete ich die beiden zurück zu ihrem dicken Mercedes. Genau in dem Moment, als der Chauffeur die Tür des Wagenschlages zuwarf, kamen mir plötzlich zwei Worte ins Gedächtnis: DEAR STEVE. Ich sah mit einem Mal wieder Max Ophüls vor mir an seinem Schreibtisch, nachts, wie er mir den Rücken zukehrte und wirklich lange an diesen geheimnisvollen »dear Steve« schrieb. Wer war dieser Mann, dessen Name mir da auf einmal wieder einfiel?

Es war in Hollywood, 1945 nach dem Ende des Krieges. Nach drei Jahren ohne Arbeit hatte mein Vater endlich wieder einen Vertrag als Regisseur unterzeichnet, zum bescheidenen Honorar von 500 Dollar in der Woche bei einer neuen unabhängigen Firma. Die war gerade von dem brillanten und berühmten Regisseur Preston Sturges gegründet worden und wurde von dem nicht weniger berühmten Milliardär Howard

Hughes finanziert. Dieser Steve war dort für die Pressearbeit zuständig. Er hatte um eine Filmographie und einige Seiten »Curriculum vitae« gebeten, die für alle möglichen Zwecke nützlich sein könnten.

»You know, Max, the kind of thing. Just let me have four or five pages. That would be just great!« Eines Abends, nach dem Abendessen, hatte mein Vater diese beiden Worte getippt: »Dear Steve.« Der Text selbst war vollständig auf Deutsch verfasst. Fünf Wochen später hatte ich ihm mehr als dreihundert Manuskriptseiten ins Englische übersetzt, vermutlich damit der große Sturges sie besser lesen könnte. Und hat er das getan?

Ich weiß es nicht mehr. Das war eine schwierige Phase der Beziehung zu meinem Vater. Ich war sechzehn und zum ersten Mal in meinem Leben verspürte ich ein gewisses Unbehagen am Verhalten meines Vaters. Er war völlig fasziniert und geblendet von seinem neuen Freund und Arbeitgeber, in dem er seinen Retter sah. Wenn ich heute Filme von Preston sehe, kann ich nachvollziehen, wie sein Schwung, sein Humor und sein immenses Talent einen Mann wie Max Ophüls verführen konnten. Aber damals kam es, wenn er spät von seinen Arbeitstagen zurückkam, immer häufiger vor, dass er, um uns zu erheitern, die Geschichten, die Sturges ihm während des Tages erzählt hatte, eins zu eins wiedergab. Ich verspürte dabei oft genug eine gewisse Irritation, fast sogar Eifersucht. Ich sagte mir dann immer, »seine eigenen waren vor noch nicht allzu langer Zeit deutlich lustiger«. Und trotz der Jahre des Exils und der Arbeitslosigkeit war das

der einzige Moment unseres gemeinsamen Lebens, in dem ich das Gefühl nicht loswurde, mein Vater habe aufgehört, ein freier Mann zu sein. Fast jeden Abend verbrachte er Stunden im Restaurant *The Players*, das Preston am Sunset Boulevard gekauft hatte und wo er am hintersten Tisch Hof hielt. Jeden Freitag begleitete mein Vater seinen Arbeitgeber zu einem Boxkampf, obwohl er mir immer gesagt hatte, wie abstoßend er diese Sportart eigentlich fand. Ein- oder zweimal im Monat hatte ich, wenn ich von der Schule kam, den berühmten Mann selbst am Apparat und vernahm seine tiefe, sonore Stimme, die in ihrer Mischung aus Lyrismus und narzisstischer Exzentrizität sehr der von Orson Welles ähnelte: »Marcel«, verkündete diese Stimme feierlich, »*it just so happens* ... Es hat sich ergeben, dass ich *The Great McGinty* heute Abend vorführe, in kleiner Runde, nur für ein paar gute Freunde. *I was just wondering*, ich hab mich gefragt, ob vielleicht Hilda, dein Vater und du, Lust habt, zur Vorführung bei mir vorbeizukommen.«

Noch heute halte ich *The Great McGinty* für einen wunderbaren Film, vermutlich eine der schönsten Komödien der großen Epoche des Hollywood-Kinos, aber mein Vater, meine Mutter und ich, wir hatten ihn schon drei Mal gesehen. Einen Reflex dieser obligatorischen Filmvorführungen findet man in dem Film *Caught*, den Max Ophüls zwei Jahre später drehte. Robert Ryan spielt dort einen besitzergreifenden und zugleich neurasthenischen Milliardär und damit eine Mischung aus Preston Sturges und Howard Hughes. Die Rache eines Mannes, der seine kreative Freiheit wiedergefunden hat, an dem großen Kollegen, der ihn so

enttäuscht und betrogen hat? Vielleicht ... In eben diesem Film spielt der große Brecht-Schauspieler Curt Bois, ein nicht besonders großgewachsener deutscher Jude, der meinem Vater ein wenig ähnlich sah, die Rolle des Faktotums, das unterwürfig und servil alle Aufträge ausführt, bis er sich schließlich gegen seinen Herrn auflehnt. War das ein kritisches Selbstporträt in der *Rückblende*? Vielleicht. Es bleibt, dass diese merkwürdige Episode in der Karriere meines Vaters ziemlich schlecht ausging. Meine Mutter erwähnt den Bruch kurz am Ende dieses Buches.

Einige Jahre später, als er bereits wieder in Frankreich lebte, war mein Vater beruflich wieder obenauf und auf den Champs-Élysées zu Hause. Ich besuchte meine Eltern manchmal am Wochenende in Chevreuse. Eines Tages, als ich mich gerade mit meinem Vater in Paris verabreden wollte, schlug er den Termin mit folgender Begründung aus: »Nein, am nächsten Freitag geht es leider nicht. Ich kann nicht. Ich treffe mich mit Preston!« Ich fiel aus allen Wolken: »Was? Du gehst mit Preston aus? Ist der Mistkerl in Paris? Warum triffst du ihn nach allem, was er dir angetan hat?« Mein Vater zuckte nur lächelnd mit den Schultern: »Er ist so witzig. Wirklich, man amüsiert sich wahnsinnig gut mit ihm. Und weißt du, außerdem geht es ihm schlecht.«

Das ändert nichts daran, dass ich jedes Mal, wenn ich *Caught* sehe, dessen Titel ja deutlich genug ist, an die merkwürdige und kurze Beziehung zwischen diesen beiden großen Filmemachern denken muss, deren Freundschaft ich in Hollywood als Teenager beobachten konnte.

Während ich diese Erinnerungen noch einmal lese, die damals genau zu dieser Zeit aufgezeichnet worden sind, frage ich mich manchmal, für wen sie eigentlich geschrieben waren. Und das Gefühl, dass sie in erster Linie gedacht waren, um von Preston Sturges gelesen zu werden, verschafft mir auch heute noch einen Hauch schlechter Laune.

Sturges war ein überaus feinsinniger Mann, vielsprachiger Kosmopolit, Sohn äußerst reicher Industrieller, und hatte seine ganze Kindheit in den großen europäischen Palästen mit seiner Mutter verbracht, die die lesbische Freundin von Isadora Duncan war. Gegenüber der Not in dieser Welt und den großen Dramen der Zeitgeschichte hatte er eine absolut klarsichtige, leicht zynische Haltung. Ohne offen reaktionär zu sein, empfand er für linke Intellektuelle und alles, was nach politischem Engagement aussah, so etwas wie Abscheu. Sein am ehesten politischer Film und nebenbei einer seiner besten zeigt diese Haltung offen: *Sullivan's Travels*, der Anti-Capra-Film par excellence.

1945 war gerade der Alptraum des Zweiten Weltkriegs zu Ende gegangen. Mein Vater hatte drei Onkel in Auschwitz verloren, und wir wussten noch nicht, ob die Eltern meiner Mutter in Deutschland den Bombenhagel überlebt hatten. Meine Eltern hatten, bevor sie Sturges trafen, vor allem mit deutschen Exilanten verkehrt, darunter war Bertolt Brecht, der in Santa Monica wohnte. Ich erinnere mich noch, wie sich mein Vater in den letzten Kriegsmonaten mit Brecht verkracht hatte, weil er sich weigerte, die Bombardements auf Dresden und Hamburg als glorreichen Sieg des Anti-

faschismus zu betrachten. Bei uns zu Hause wurde manchmal ganze Abende lang nur »über Politik« geredet. Wie hätte das auch, bitte sehr, anders sein können? Mit sechzehn war ich alt genug, um zu wissen, welche Position mein Vater 1938 zum Münchener Abkommen bezogen hatte, konnte also sehr gut meine Erinnerungen mit seinen vergleichen. Deshalb bleibe ich auch heute noch skeptisch, wenn ich bestimmte Passagen dieses Textes lese, in denen er zum Beispiel seine eigene Münchener Krise lediglich als Ergebnis einer dummen und vorübergehenden Unachtsamkeit während der Dreharbeiten von *Werther* beschreibt, oder wenn er behauptet, seine Schauspielausbildung irgendwo zwischen Expressionismus und Naturalismus hätte ihn dafür bestimmt, mit verschiedenen ideologischen Tendenzen seiner Zeit zu »kollaborieren«.

Als 1959 der Text erstmals veröffentlicht wurde, waren noch einige seiner Klassenkameraden aus der Schule in Saarbrücken am Leben. In Begleitung meiner Tante habe ich mal einen davon getroffen. Nach den üblichen Komplimenten wies mich dieser brave Bürger, der die besten Jahre seines Lebens ohne allzu große Beschädigungen im Dritten Reich verlebt hatte, darauf hin, dass mein Vater sich mit falschen Lorbeeren (!) geschmückt hatte, als er behauptete, er habe das Abitur bestanden. Dieser glaubwürdige Zeuge klärte mich darüber auf, mein Vater sei ein Faulpelz und Maulheld gewesen, der die Schule vor dem Ende der Schulzeit »verlassen« hatte, vermutlich um irgendwelchen Schürzen hinterherzujagen. Ich kannte meinen Vater gut genug, um ihm diverse Ausschmückungen und Korrekturen der Wahr-

heit zuzutrauen, aus Spaß am Spiel, an der Anekdote oder schlicht aus dem quasi professionellen Vergnügen, eine gute Geschichte zu erzählen, aber weniger aus Gier nach bürgerlicher Anerkennung oder Angeberei. Dieser alte Klassenkamerad war mir also entschieden unsympathisch. Später hat mich meine Tante über den wahren Sachverhalt aufgeklärt. Wenn es schon um Authentizität geht, dann sollte man den Dingen auf den Grund gehen: Mein Vater war nämlich keineswegs ein Faulpelz gewesen, sondern der Beste seiner Klasse. Er hatte das Abitur deshalb nicht bestanden, weil der Schuldirektor ihn kurz vor den Prüfungen der Schule verwiesen hatte. Und warum das? Aus »politischen« Gründen. Am Ende des Schuljahres, unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Kapitulation des Kaisers hatte der junge Max Oppenheimer eine längere Abhandlung über Rosa Luxemburg geschrieben. Ein nicht tragbarer Skandal! Das Heft mit diesem Aufsatz befindet sich noch irgendwo auf meinem Speicher und da wird es auch mindestens bis zu meinem Tode bleiben.

Es ist angesichts seines eigenen Lebensverlaufs in diesem 20. Jahrhundert nicht schwer zu verstehen, warum der pedantische saarländische Kritiker des Buches dieses kleine »Detail« vergessen hat. Überraschender erscheint es jedoch, warum mein Vater sich dafür entschieden hat, diese Episode systematisch aus seinen Memoiren zu tilgen. Junger romantischer Schauspieler, Theater- und Literaturverrückter, Frauenfreund und Liebhaber des Lebens – mein Vater ist all das ohne Zweifel gewesen. Aber so sehr, dass er darüber den Lärm von der Straße nicht mehr gehört hätte? Gewiss nicht!

Ich habe im Gegenteil gute Gründe, anzunehmen, dass mein Vater engagierter Marxist war, bevor er aus seiner Heimatstadt und von seiner Familie floh und dass er das auch noch recht lange geblieben ist, wie fast alle jungen Intellektuellen seiner Generation zur Zeit der Weimarer Republik. Ich weiß ebenfalls, dass er aufgehört hat, einer zu sein, als er anlässlich seiner Reise in die Sowjetunion die ersten Moskauer Prozesse mitbekommen hat. Diese wichtige Seite seines intensiven und bewegten Lebens übergeht er in dem langen Brief an den lieben Steve unbestritten mit bravouröser und doch ein wenig suspekter Eleganz.

Warum? Lange habe ich mir diese Frage gestellt. Ich habe sogar eine Weile gedacht, er hätte Angst vor den Unwettern der McCarthy-Ära und der Verfolgung durch das FBI gehabt. Eine falsche Fährte und zudem ein Anachronismus. Hollywoods schwarze Listen wurden erst einige Jahre später erstellt. Außerdem nahm der kleine Max, nachdem er sich aus der Bewunderung für den großen Preston befreit und aufgehört hatte, *The Players* aufzusuchen, die Arbeitskontakte und Freundschaften zu Männern wie Howard Koch*, Joe Losey und Nick Ray wieder auf, die sich alle früher oder später auf der berüchtigten schwarzen Liste wiederfanden und ihrerseits nach Europa auswandern mussten. Was ihn selbst betrifft, so sah er es nach seiner Rückkehr nach Frankreich und Deutschland als Ehrensache an, mit befreundeten Schauspielern zu arbeiten, von denen erwiesen war und er das auch wusste, dass sie 1945 bei der Befreiung »Schwierig-

* Drehbuchautor von *Casablanca* und *Letter from an Unknown Woman*.

keiten« gehabt hatten, wie z. B. Gustaf Gründgens und Wolfgang Liebeneiner, ganz zu schweigen von Magda Schneider. Man kann Überzeugungen haben, ohne deshalb den Sinn für Freundschaft aufzugeben.

Indem er sich selbst gelegentlich das Alibi der Sorglosigkeit und einer gewissen romantischen Frivolität ausstellt, sei es vielleicht auch nur, um Sympathie bei Sturges zu heischen, stellt der Autor dieser Erinnerungen, so scheint es mir heute mehr denn je, sein Licht unter den Scheffel und das ärgert mich immer noch gelegentlich. Ich bleibe bei meiner Auffassung, dass wirkliche Toleranz und Mitgefühl uns nur beeindruckt und in ihren Bann schlagen können, wenn sie auf gewissen tieferen Überzeugungen fußen und nicht bloß auf der Weigerung, der Wahrheit ins Antlitz zu schauen. Ich bin überhaupt nicht mit dem berühmten Spruch von Renoir einverstanden, dass »jeder seine guten Gründe hat«. Sicher, man kann sich irren und Überzeugungen ändern, aber unter den »guten Gründen« gibt es gute und schlechte. Erst vor Kurzem habe ich übrigens begriffen, dass Renoirs Spruch willkürlich verstümmelt worden ist. Vollständig lautet er nämlich folgendermaßen: »Es ist wirklich schrecklich, dass jeder seine guten Gründe hat.« In Gänze wiederhergestellt, entspricht dieser Satz, wie ich finde, sehr dem Geist der beiden großen Filmemacher und dem, was ich vermutlich von meinem Vater gelernt habe. *Sullivan's Travels* ist wirklich ein schöner Film, aber mein Vater liebte Capra über alles und *Mr. Smith goes to Washington* einerseits und *Liebelei* andererseits sind einfach besser. Statt den Text, der nun folgt, neu

bearbeiten zu lassen, wollte ich diese Unterschiede lieber vorab klarstellen.

1957 befanden sich Original und Übersetzung noch in irgendeinem Koffer im Keller oder auf dem Speicher. Aber genau den hier abgedruckten Text lieferte ich zu passendem Zeitpunkt und ohne große Skrupel dem feinen Dr. Goverts, *um das Geld nicht zurückzahlen zu müssen*. Der Brief wurde von seinem Autor im Verlauf schlafloser Nächte hingeschrieben, schnell, nervös, spontan, manchmal davongetragen von den eigenen Erinnerungen, ohne den Vorsatz, dass sie jemals veröffentlicht würden, erfüllt von einer Nostalgie und Unruhe angesichts eines besiegten und zerstörten Europas, aber vor allem in der Erwartung, endlich wieder in seinem Beruf arbeiten zu dürfen. Ich habe vor seinem Tod nicht mehr mit ihm darüber gesprochen. Ich habe auch diesen Presseattaché aus Hollywood nie gekannt. Ich weiß also nicht, wie er wohl darauf reagiert hat, als eines schönen Tages dieses dicke Manuskript auf seinem Schreibtisch lag.

»Dear Steve ...« Lieber Papa!

Marcel Ophuls

(Aus dem Französischen von Marcus Seibert. Erstmals erschienen in Max Ophuls: *Souvenirs*, Petite bibliothèque des Cahiers du cinéma, Paris 2002. Der Text wurde für diese Ausgabe neu durchgesehen.)

SPIEL IM DASEIN

Ich bin am 6. Mai 1902 geboren. Erst seit ein paar Jahren weiß ich, dass das schon lange her ist. Die Stadt, in der ich geboren bin, heißt Saarbrücken, liegt an der Saar und hat im Lauf der letzten Jahrhunderte mehrere Male die Nationalität gewechselt. Die Geschichte warf sie, ähnlich wie Elsass-Lothringen, alle paar Generationen zwischen Frankreich und Deutschland hin und her, woraus sich meine etwas leichtfertige Einstellung zu nationalen und politischen Problemen erklärt. Meine Eltern gehörten zu einem Familientrust, der ganz Deutschland mit seinen Geschäftshäusern übersäte, und ein Vorfahre mütterlicherseits muss einmal genau so clever in den USA gewesen sein, er hieß Bamberger, brachte es verdächtigweise bis zum Staatsgouverneur von Utah. Heute gibt es in Utah noch die Bamberger-Eisenbahngesellschaft, und ein Liberty-Schiff heißt auch Bamberger. Diese Linie hat zwei uralte taube Tanten hervorgebracht, die in New York leben und jeden neuangekommenen Emigranten einmal – und das will heißen nur einmal – zum Dinner empfangen und ihm fünfzig Dollar unter den Teller legen. Ich war nicht dort. Mein Vater heißt Oppenheimer.

Am Tag, an dem ich mich entschied, Schauspieler zu werden, das war im Jahre 1919, verbot mir mein Vater, seinen Namen zu tragen. Mein Schauspieler-Lehrer, Oberregisseur Fritz Holl am Stuttgarter Landestheater, nahm einen Bleistift und ein Stück Papier und sagte: »Vor allen Dingen muss man jetzt dafür sorgen, dass man die Wäschezeichen nicht umzuändern braucht. Sie müssen deshalb die Initialen behalten.«

Und so schrieb er auf das Stück Papier statt »Max Oppenheimer« »Max Ophüls«. Viele Jahre später meldete sich in Wien ein Herr bei mir, ein Richter mit langem weißem Bart und Brille aus Düsseldorf. Er behauptete, ich gehöre zu dem Wikingerzweig seiner Familie Ophüls, und sogar mein Aussehen konnte ihn nicht vom Gegenteil überzeugen. Und viele, viele Jahre später, als ich einen Film in Italien machte, ließen sich zwei amerikanische Damen bei mir melden, Verwandte des heutigen Bürgermeisters von San Francisco, Ophüls, aber die waren noch jung und trugen keine Brille, und ihre Unterhaltung mit mir war infolgedessen sehr kurz.

Meine Heimatstadt Saarbrücken ist eine Industriestadt, 120 000 Einwohner, die Mehrzahl sind Grubenarbeiter. Ich bin mit ihnen aufgewachsen. Meine besten Freunde waren Söhne von Bohrern, Hauern oder Steigern, und sie sind wahrscheinlich, wenn sie noch am Leben sind, Bohrer, Hauer oder Steiger geworden. Die so kleine Stadt hat viele welt-historische Stunden mit viel aristokratischem Gleichmut ertragen. Ich war zwölf Jahre, die Stadt war deutsch, da brach der Weltkrieg aus. Wir freuten uns. Es gab einen Tag schulfrei. Alle Einwohner kamen sich wichtig vor. Die Stadt wurde im Aufmarsch gegen Frankreich das Hauptquartier der kronprinzlichen Armee. Wir Schüler liefen alle auf die Bahnhofstraße, das ist die Geschäftsstraße, und warteten in der Sommerhitze, bis der Kronprinz auf einem Rotschimmel eingeritten kam. Der Kronprinz sah aus wie der Mann beim Boxen im Hollywood-Stadion, der öfters mit dem Eimer in den Ring kommt. Ich glaube, er ist ein Manager. Er heißt von S. und ist ein Baron. Er ist vielleicht ein uneheliches

Kind vom Kronprinzen, denn die Stahlindustriefamilie im Saargebiet sind die Barone von S., und wir Jungens wussten alle, dass der Kronprinz die Frau von S. verehrte und mit ihr oft spazieren ritt. Der Beginn des Weltkrieges erschien uns überhaupt wie eine Serie von galanten Abenteuern des Kronprinzen, der von einer unermüdlichen Potenz behaftet schien. Jeden Morgen erzählten wir uns in der Klasse eine neue Episode von ihm. Wir jüdischen Schüler waren besonders stolz darauf, als wir erfuhren, die Tochter vom koscheren Metzger Wolf sei von dem Kronprinzen angelächelt worden, als er im Schritt mit dem Rotschimmel über den Marktplatz ritt. Es soll sich ungefähr Folgendes zugetragen haben: Der Kronprinz hält an, er ruft durch die offene Tür [sehr prezios]: »Gefällt Ihnen mein Schimmel, Fräulein Wolf?« »Ja, Kaiserliche Hoheit.« Der Kronprinz: »Sie sollen ihn haben.« Er sprengt davon. Eine Stunde später reitet ein Wachtmeister von den Totenkopfhütern den Schimmel in die jüdische Metzgerei. Am Nachmittag begibt sich Fräulein Wolf ins Hotel zum Rheinischen Hof, um sich für das fürstliche Geschenk zu bedanken und es abzulehnen. Sie erklärt seiner Kaiserlichen Hoheit, dass in ihrer Familie niemand reiten könne, und selbst wenn das der Fall wäre, würde das in der Stadt zu viel unbescheidenes Aufsehen erregen. Der Kronprinz: »Da soll Ihr Vater doch Würste aus dem Tier machen.« Was mit dem Schimmel geschah, hat man nie erfahren. Er verschwand von der Bildfläche. Der Kronprinz ritt die nächsten Wochen ostentativ einen Rappen. Fräulein Wolf ist noch öfters in den Rheinischen Hof gegangen, um sich zu bedanken. Ihr Bruder aber wurde zur Potsdamer Garde eingezogen, was sonst nur sehr selten einem nicht-

arischen Bürgersohn passierte, und er ist dann als Leutnant im Jahre 1916 gefallen.

Wenige Wochen später rückte der Kronprinz nach Frankreich vor. Zur Abschiedsfeier für ihn und seine Stabsoffiziere spielte das Stadttheater *Wilhelm Tell* von Friedrich von Schiller. *Tell* ist ein dynamischer Klassiker, voll von temperamentgeladenen Versen, deren große Worte wie zum Beispiel »Befreiung«, »ewige Rechte des Volkes«, »Vaterland«, »Blut und Ehre« sich für alle politischen Festbegebenheiten eignen.

Mit dem Kronprinzen verschwand der erste Glanz des Krieges, und langsam wurde es düsterer in der Stadt. Bald kamen französische Flugzeuge und begannen, Tag und Nacht zu bombardieren. Wenn Bombardements nachts waren, so freute uns Kinder das immer, denn es gab eine Verordnung, wonach wir um soundsoviel Stunden später am Morgen in die Schule zu kommen brauchten, je später das Bombardement nach Mitternacht einsetzte, und ich liebte es sehr, morgens lange zu schlafen. Ich glaube, ich war noch nicht dreizehn Jahre, als ich zum ersten Mal in direkten Kontakt mit dem Krieg kam. Wir Jungen waren, was uns sehr aufregte, in Rettungskolonnen eingeteilt. Aus einem brennenden Lazarettzug, der wohl irrtümlicherweise von Fliegerbomben getroffen worden war, zogen wir Verwundete, sie wurden auf Bahren gebettet, und wir erhielten den Auftrag, sie so schnell als uns unsere Füße trugen, in die Krankenhäuser zu transportieren. Mit meinem Freund Otto Hardt, der auch noch ein Kind war, trug ich einen Mann zum katholischen Krankenhaus. Der Mann stöhnte zuerst sehr. Nachdem wir eine Weile mit ihm gelaufen waren, wurde er in der Richard-Wagner-Straße leiser.

»Es geht ihm schon besser«, sagte Otto froh. Wir kamen in den Korridor des Hospitals, das überfüllt war. Eine Schwester schlug das Laken zurück. »Ihr Idioten, warum bringt ihr uns denn krepierete Leute«, schrie sie uns an. Mein Freund Otto zog mich zur Seite. »Man soll ihr nicht böses drum sein. Sie hat halt so viel zu tun.«

Um das Jahr 1917 herum war aus Saarbrücken das Zentrum der Deserteure und der heimlichen Anti-Kriegsbewegung geworden. Statt der Fahnen und der Musikkapellen sah man schwerbewaffnete Unteroffiziere durch die Straßen rennen. Sie trugen auf der Brust ein großes Messingschild, auf dem das Wort »Feldpolizei« stand. Sie schossen auf offener Straße hinter Soldaten her, die sich schnell irgendwo verkrochen. Oft durfte man nach Dunkelheit nicht mehr auf die Straße. Belagerungszustand war erklärt.

Die Kirchenglocken, die in den ersten Jahren des Krieges beinahe jede Woche einen neuen Sieg verkündeten, läuteten immer seltener. Es gab immer weniger zu essen, fast gar nichts mehr. Zu meinem Geburtstag im Jahre 1918 war mein Wunsch ein Laib Brot für mich allein. In den Arbeiterfamilien zirkulierten handgeschriebene und handkopierte Schriften, die vom Internationalismus und vom Kommunismus erzählten.

Das Ende des Krieges sah so aus: Schon seit drei Tagen zogen durch die Bahnhofstraße hungernde, unrasierte deutsche Heereskolonnen. Die Soldaten hatten den Kopf gesenkt. Die Seile, mit denen die Pferde an die Deichseln gebunden waren, waren aus Papier und rissen oft. Es war gegen Nachmittag, als ein bayerisches Artillerie-Regiment einzog. Da hörte man die Stimmen der Zeitungsverkäufer. Ein Junge

reichte einem Kanonier das Extrablatt hinauf auf seinen Gaul. Der Kanonier zieht die Zügel an, stoppt. Dann steigt er ab und sagt zu mir: »Willste 'ne Kanone?« Er geht quer über die Straße in das Hutgeschäft Korn & Sohn, kommt nach zwei Minuten raus und hat statt eines Helmes einen Filzhut auf dem Kopf.

Infolgedessen dankte der Kaiser ab, die große Stunde des deutschen Volkes hatte geschlagen, die deutsche Republik wurde ausgerufen, und zur Feier der heiligen Stunde spielte man im Stadttheater *Wilhelm Tell*. Wir aber, die Schüler der Kaiserlich-Königlichen Oberrealschule, wurden in der Aula versammelt. Vor uns stand der Direktor, Professor Meinardus, und hielt uns eine Rede. Er sagte, dass er uns verlassen müsse, die Regierung habe ihn ins Innere Deutschlands abberufen, in den nächsten Tagen übernehme der Erbfeind unsere Stadt. »Ihr aber, meine Oberrealschüler, werdet ihm nicht entgegenziehen. Hinter verschlossenen Fensterläden sehe ich euch zu Hause sitzen, die Hand in der Tasche zur Faust geballt. Und nie soll sich diese Hand dem Feind öffnen. Und ihr werdet größer werden und heranwachsen, dann soll eure Faust zum Schwert greifen und den Feind wieder hinausjagen aus unserem Land.« Wir sangen zum letzten Mal »Deutschland, Deutschland über alles«, dann wurden wir hinausgeführt zum Soldatenfriedhof, wo von den Jahren 1870/71 und von 1914/18 viele tausend Tote lagen. Fünf Minuten entfernt von diesem Friedhof war die damalige deutsch-französische Grenze. Wir mussten uns in Reih und Glied aufstellen und fünf Minuten schweigend zur Grenze schauen. Viele Jungen um mich herum weinten. Und ich muss gestehen, dass auch ich, obwohl mein Verstand ver-

suchte, gegen diese Gemütsregung anzugehen, sehr erschüttert war. Vierundzwanzig Stunden später zogen die Franzosen in die Bahnhofstraße. Sie hatten ein sehr gutes Regiment ausgewählt. Die Uniformen waren alle neu, das Lederzeug knackte, alle Soldaten waren frisch rasiert, die *clairons* klangen hell und froh. Wir Jungen waren nicht zu Hause geblieben. Aber wir trauten uns auch nicht ganz offen auf den Bürgersteig. Wir standen in Torgängen und in Ecken. Wir wollten uns wahrscheinlich nicht die Sensation entgehen lassen, dabei zu sein. Ich glaube nicht, dass es etwas anderes war, was uns herauslockte an diesem Nachmittag. Es war sicherlich keine politische Opposition gegen den Direktor Meinardus. Wir waren ganz einfach nur sechzehn Jahre alt. Zuerst dachte ich, Otto Hardt und ich wären nur allein. Dann aber sahen wir in der Nähe der Brücke auch andere Schulkameraden, halb versteckt wie wir. Jetzt bleibt das Regiment auf eine sehr elegante Degenbewegung seines jungen Hauptmanns mitten in der Straße stehen. Die Musik spielt nicht mehr. Eine dampfende Feldküche fährt bis zum Capitaine. Der lässt die Deckel öffnen, Soldaten kommen mit großen Schöpflöffeln und Metalltellern. Ein zweiter Wagen wird herangefahren, mit Brot und Schokolade. Der Capitaine geht als Erster hin und nimmt einen Teller mit Suppe in die linke Hand und ein großes Stück Brot mit Schokolade in die rechte, nähert sich damit einer armen Frau und bietet es ihr mit sehr viel Würde und Höflichkeit an. Die Frau greift zu. Von dieser Sekunde an kommen mehr und mehr Menschen von den Bürgersteigen, aus den Wohnungen, auf die Mitte der Straße. Sie gruppieren sich um die Feldküche, und wahrscheinlich haben

sie seit vielen Monaten zum erstenmal wieder normal gegessen. Ich weiß, dass auch wir k.u.k. Oberrealschüler die Hand nicht zur Faust geballt in der Tasche behielten. Und ich kann mich noch heute an den Genuss des ersten Stücks Schokolade und der ersten französischen Zigarette erinnern.

Wir gerieten dann durch den Vertrag von Versailles unter den Schutz der *Société des Nations* und wurden das erste »Land des Friedens« in Europa. Als der Kommissar des Völkerbundes seine Regierung antrat, spielte das Stadttheater zur Verherrlichung der neuen Ära *Wilhelm Tell*.

Alle historischen Ereignisse haben aber in meinem Leben nur eine sekundäre Rolle gespielt. Die Erinnerungen daran haben sich verwischt. Aber was in dieser Zeit in unserem kleinen Stadttheater vor sich gegangen ist, ist mir heute noch plastisch klar bis ins kleinste Detail. Ich sehe jeden Schauspieler, jeden Sänger, jeden Choristen, jeden Statisten noch vor mir. Ich höre noch ihre Stimme. Ich kann sie noch heute alle kopieren.

Mein ganzes Taschengeld habe ich für Galerieplätze an die Kasse getragen. Alle klassische und seinerzeit moderne, heute schon »veralte« Dramatik, alle klassische und moderne Musik habe ich in mich hineingefressen. Mit Otto Hardt und Richard Hertzog formte sich ein sehr preußisch organisierter Kulturklub von drei Mitgliedern, und wir ließen keine Neuaufführung aus. Ich nehme an, wir haben pro Jahr ungefähr achtzig bis hundert Aufführungen gesehen. Wir waren imstande, den Rhythmus der Worte in den Shakespeare-Dialogen zu pfeifen, und konnten raten, welche Szene damit gemeint war. In der Nähe von unserem

Stammplatz war die Männertoilette, und es roch immer ein bisschen. Noch viele Jahre später war ein derartiger Geruch für mich verbunden mit Tränen, Lachen und Applaus. Der Wunsch, Schauspieler zu werden, hatte ein sehr einfaches Motiv: Ich sah mit Neid nach der Vorstellung die vielen jungen Mädchen aus der höheren Töchterschule vor der Bühnentür mit verliebten Augen auf die Schauspieler warten. Und je mehr Mädchen erschienen, die für uns Schüler unerreichbar waren, um so mehr reifte auch mein Wunsch.

Der Beruf des Schauspielers wurde damals in Europa gesellschaftlich nicht sehr hoch geachtet. Gute Eltern taten deshalb alles, um ihre Kinder vor diesem Abrutsch zu bewahren, und ich musste also alle erlaubten und unerlaubten Wege gehen, um zu meinem Ziel zu gelangen. Diese ersten Schritte zur »Bühne« waren mit sehr viel konventioneller Dramatik verbunden: Familienkräche, man rennt von zu Hause weg, dann kommt man wieder, dann werden Kompromisse gefunden, die Familie sagt: »Du kannst ja eine Fabrik übernehmen und Kunst nebenbei machen«, dann will man sich umbringen, dann gibt's wieder eine Zwischenlösung – und so landete ich vorerst mal bei der Presse als Theaterkritiker, war siebzehn Jahre alt, und stellte mich auf eigene Füße, indem ich mein Leben mit einer Jugendsünde verdiente, die manche Leute bis ins hohe Alter nicht aufgeben: Ich kritisierte das, was ich selbst nicht tun konnte ... Lang hat das Vergnügen an diesem Beruf nicht gedauert. Es gefiel mir nicht, dass das, was mich vorher freute, nun nichts anderes mehr sein sollte als ein Stoff zur Beurteilung. Ich habe sicherlich nicht mehr als zehn Theaterkritiken zustande gebracht. Es war für mich schrecklich,

etwas Negatives zu sagen, und ich bin ein paarmal nachts aufgestanden und habe die Worte ausgebessert an den Stellen, an denen ich mit irgendetwas nicht einverstanden war, habe es freundlicher gesagt oder weniger bestimmt. Oder manchmal habe ich meine Meinungen einfach umgelogen in ein Kompliment. Von zu viel Verantwortungsgefühl gequält, verlangte ich endlich eine Audienz beim Chefredakteur. Ich schlug ihm ein neues System vor. Ich wollte nur noch Kritiken schreiben, wenn ich sehr begeistert war, und schweigen, wenn mir etwas nicht gefiel. Er war damit nicht einverstanden. Er sagte: »Versuchen Sie es doch mal mit der Politik.«

Er wollte mir Mut machen. Er meinte, ich sei voller Möglichkeiten. Es sei schade, wenn Leute wie ich der Presse verlocken gingen. Am nächsten Morgen musste ich eine Treppe höher steigen als ins Redaktionsbüro. Ich wurde vom Chef der politischen Abteilung empfangen. Er hieß Schneider, hatte viele Pickel im Gesicht und nahm nie die Zigarre aus dem Mund, wenn er mit mir sprach. Er hielt mir eine lange Rede und sagte, in jedem Beruf müsse man von unten anfangen, wenn man je darin was leisten wolle, was ich ihm schon nicht glaubte. Dann sagte er: Eine kleine Zeitung in einer kleinen Stadt könne für das Weltgeschehen in der Politik von ungeheurer Bedeutung sein, denn die verantwortlichen Menschen wie Abgeordnete, Minister, Gesandte könnten eines Tages die Erleuchtung in einem kleinen Blättchen finden. Was ich ihm wieder nicht glaubte. Dann sagte er: Ein guter Politiker müsse sich von Kindesbeinen an daran gewöhnen, sein Ohr am Herzen des Volkes zu halten. Darunter konnte ich mir nichts vorstellen. Dann sagte er mir, für den Anfang sei es das Beste, die großen Zeitungen zu lesen mit einer Schere